

# LEIPZIGER TRINKHALLEN

*Ein weitgehend unbeachtetes Kapitel der Gastronomiegeschichte*

Trinken lernt der Mensch zuerst  
erst später dann das Essen,  
darum soll er nimmermehr  
das Trinken nicht vergessen.

Diesen flott zum Trinken auffordernden Spruch, von wem auch immer verfasst, bisweilen Goethe zugeschrieben, hat man am Bierstisch sicherlich schon einmal gehört. Vielleicht auch mehrmals. Hört er sich doch so an, wie von einer Brauerei als Werbung in die Welt gesetzt. Aber als er kreierte worden ist, da ging es gewiss ums Wasser. Doch das Trinkwasser jener Zeiten, ob es nun aus dem eigenen, dem gemeinschaftlichen oder gar dem großartigen Goldenen Brunnen auf dem Leipziger Markt geschöpft war, ob es von einer »Wasserkunst« aus der Pleiße gefördert oder durch Röhren vom »Gesundbrunnen Marienborn« hergeleitet kam, es hatte Tücken. Noch in den 1860er Jahren wurde beklagt, dass Brunnen- und Röhrwasser als »für den menschlichen Trinkbedarf natürlich nicht geeignet« galt. Das 1866 in Betrieb genommene Wasserwerk Connewitz konnte noch längst nicht jedes Haus versorgen. Trinkwasser holten noch immer, so wie es auf dem Mägdebrunnen am Roßplatz zu sehen ist, die mit dieser Arbeit betrauten Dienstmädchen eimerweis. Als in jeder Beziehung unbedenklich gesund, ja mehr noch, gar als heilkräftig galt Wasser, das aus den Tiefen der Erde oftmals mit angenehmer Temperatur an die Oberfläche stieg. Das böhmische Karlsbad genoss in dieser Beziehung schon längst einen ausgezeichneten Ruf. Nur, solche Quellen sprudelten in Leipzig nicht.

Doch wie bei allen Dingen, die für den Menschen erwünscht, ja unverzichtbar notwendig erscheinen, war es nur eine Frage der Zeit, bis auch hier die Wunscherfüllung gelang. Auf den Arzt Friedrich Adolf Struve und – nach seiner Einheirat in eine Dresdner Offizin – auch Apotheker, lässt sich das russische Sprichwort anwenden: »Wenn man kein Glück hat, hilft manchmal auch ein Unglück.« Beim vergeblichen Experimentieren mit Blausäure bekam er von dem flüchtigen Stoff etwas in die Lunge, eine lebensbedrohliche Vergiftung. Diese auszukurieren, bedurfte es langwieriger Behandlungen. Auf diese Weise lernte Struve die heilsame Wirkung des Karlsbader Wassers kennen, die wesentlich durch die darin gelösten Mineralien hervorgerufen wird. Von Berufs wegen erfahren mit dem Erstellen von Analysen, unterzog er verschiedene Wunderwasser aufwendig einer solchen und isolierte die bis dahin weniger bekannten Bestandteile. Wenn es also möglich ist, solch einen komplexen Stoff wie das Karlsbader Wasser in seine Bestandteile zu zerlegen, sollte es ebenso möglich sein, diese wiederum gekonnt zusammenzufügen, um im Ergebnis ein zwar künstlich erzeugtes, aber dem Karlsbader identisches Heilwasser zu erhalten. Von dieser Überlegung ausgehend, hat er Mineralwasser erzeugt. Das gelang zwar auch schon einigen anderen vor ihm, aber nicht mit dieser überzeugenden Qualität. Im Juni 1821 öffnete Struve in seinem Garten in der noch im Entstehen begriffenen Seedorfstadt Dresdens seine erste Trinkanstalt für künstlichen Mineralbrunnen. Der Weg des neuartigen Wassers führte schon im kommenden Jahr nach Leipzig. In Reichels Garten, noch immer besser bekannt unter dem Namen seines Vorbesitzers Apel, empfing Struves Trinkanstalt für künstlichen Mineralbrunnen seit dem 3. Juni die ersten Kur-Gäste. Wie das vonstatten ging, stellte das Leipziger Tageblatt unter der Überschrift »Carlsbad in Leipzig« vierzehn Tage später seinen

Lesern vor: »Ein geräumiger geschmackvoll eingerichteter Saal im Quergebäude des Reichelschen Gartens nimmt die Gäste auf, welche sich theils in den öffentlichen Spaziergängen desselben zerstreuen, theils in einem kleinen Garten, der an diesen Saal anstößt und für die Curgäste eigends bestimmt ist, wieder zusammen finden, und ein treffliches Morgenconcert unterhält die Freunde der Musik, wodurch unter den Brunnengästen die Geselligkeit befördert wird, welche den Bädern den ihnen eignen Reiz giebt und allein im Stande ist, sie angenehm zu machen. [...]

Schon geht die Zahl der Brunnengäste, unter welchen sich mehrere hiesige angesehene Aerzte befinden, in das zweite Hundert und täglich wächst dieselbe. Referent, welcher früher aus den Carlsbader Quellen an Ort und Stelle trank und sie nun hier gebraucht, findet zwischen beiden, [...] rücksichtlich des Geschmacks und des Wärmegrads durchaus keinen Unterschied, und daß auch hinsichtlich der Kraft und Wirkung die Natur von der Kunst hier erreicht worden, dafür bürgt wohl der in der gelehrten Welt rühmlichst bekannte Name des Unternehmers. [...]

Für den Geschäftsmann, der sich von seinen hiesigen Geschäften nicht losreißen mag, ist dieß gewiß ein großer Gewinn, eben so für den Unbemittelten, der die Kosten der Reise nach Carlsbad und die des Unterhalts daselbst nicht aufbringen kann, und auch für den Armen, da, wie Referent erfahren, der Herr Unternehmer, nur das allgemeine Beste vor Augen habend, mit seiner anerkannten Billigkeit auch den edlen Sinn für Wohlthätigkeit verbindet und den letztern den Gebrauch dieser Quellen hier unentgeltlich gestattet.«

Ein Kuraufenthalt, das hatte Struve erkannt, war eben nicht für jedermann erschwinglich. Ebenso war es damals höchst aufwendig, natürliche Heilwässer in größeren Mengen von den Quellen zu anderen Orten zu transportieren. Erst die Eisenbahn steigerte

die Verfügbarkeit der in Tonkrüge oder Glasflaschen abgefüllten Flüssigkeit. So sehr auch das Struve'sche Wasser, das nun ganz frisch in Leipzig angeboten wurde, in allen Schichten der Bevölkerung beifällig Aufnahme fand, in der Fachwelt der Quellenbetreiber und Badeärzte stieß die Bezeichnung »künstlich« auf Skepsis. Diese wurde dadurch befördert, »daß die Mischung der Wässer nach geheimgehaltenen Rezepten geschieht, die unter der Klausel unverbrüchlichen Geheimnisses stehen, ohne daß selbst der Arzt immer darüber urteilen kann, inwiefern das Fabrikat dem Urbilde gleichkommt; daß man Treu und Glauben auf die Redlichkeit unbekannter Personen setzen muß«, wie der damals bedeutende Balneologe Bernhard Maximilian Lersch glaubte anmerken zu müssen. Als »Betriebsgeheimis« galt damals, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Minerale dem Wasser unter Druck zugesetzt wurden. Da sich die einzelnen Salze beim Lösen gegenseitig beeinflussen und so Qualität und Geschmack der Lösung maßgeblich bestimmen, galt dieser Vorgang lange Zeit als Betriebsinternum. Zumeist wurde von den Kritikern übersehen, dass Struve eine überaus bedeutsame Leistung nicht nur in Bezug auf Heilwasser, sondern auch in Bezug auf den allgemeinen Kulturfortschritt erbracht hatte. »Das Märchen von dem Brunnengeiste, der die geheimnisvolle Wirkung der natürlichen Quellen erklären sollte, ist endgültig aufgegeben worden«, urteilte Merck's Warenlexikon 1871. Märchen und Mythen erweisen sich jedoch als unsterblich. Zumindest in der Werbung sind die Geister noch immer aktuell, verspricht doch ein natürliches Mineralwasser aus Sachsen den Trinkenden noch immer Wirksamkeit durch die »Kraft des Margon«.

Obwohl Struves künstliches Heilwasser jetzt für jedermann frisch erhältlich war, hatte es doch den Nachteil, dass der Trinkwillige erst hin zu Reichels Garten »vor der Stadt« gehen musste. Der Konditor



*Struves Mineralwasser wurde in Mehrwegflaschen mit Bügelverschluss verkauft.  
Die Pfandflaschen für Sodawasser wurden für 5 Pfennig zurückgenommen.*

Wilhelm Felsche mag der erste gewesen sein, der die Neuigkeit in seinem 1835 eröffneten Café français aus einem speziellen Kiosk heraus verkauft hat. Die Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Konditorei hob hervor, dass »die Errichtung einer Trinkstube mit kohlen-saurem Wasser« doch »ein guter Gedanke« gewesen sei. Als jemand 1861 bei der Stadt um die Lizenz zur Errichtung einer Trinkhalle nachsuchte, berief er sich jedenfalls darauf, dass diese Verkaufsform »von Stadtrat Felsche ins Leben gerufen« worden sei. Dessen womöglich erste Leipziger Trinkhalle bestand bis zur Erneuerung seines Kaffeehauses im Jahre 1910. »Bei diesem Umbau verschwand auch die Trinkhalle an der Ecke der Grimmaischen Straße. Ihr Platz wurde zur Veranda des Erdgeschosses gezogen.«

Schon bald beschwerte sich ein Leipziger Bürger: »Zwar befinden sich in unserer Stadt mehrfach Verkaufsläden für solche Wasser, allein nicht immer hat der hiernach Bedürftige solche in der Nähe«. Den ersten Antrag zur Errichtung einer Trinkhalle in der Stadt reichte unterm 25. März 1861 Wilhelm Thorschmidt ein, der ein Tabakwaren- und Lotteriegeschäft in der Schützenstraße betrieb. Er beabsichtigte, »eine Fabrik zu Erarbeitung kohlen-sauren Wassers zu etablieren und [...] damit gleichzeitig dessen Einzelverkauf während der Sommermonate nach Vorgang anderer Städte, besonders Berlins« zu beginnen. Bemerkenswert ist seine Bezugnahme auf die preußische Hauptstadt. Dort hatte Struve schon einige Jahre zuvor ein elegantes Kurhaus eröffnet und 1859 ist ihm auch die Errichtung von Verkaufsständen für künstliches Mineralwasser in der Stadt polizeilich genehmigt worden. Die Berliner Trinkhallen für Soda- oder Selterswasser waren von einheitlichem Aussehen. Entworfen hatte sie der später hochverdiente Architekt Martin Gropius, seinerzeit noch als Hilfslehrer an der Bauakademie tätig. Nach seinem Entwurf gingen schon bald auch in Paris derartige



*Die 1861 von Zimmermeister Carl Gustav Perlitz für den Kramer Wilhelm Thorschmidt entworfene Trinkhalle wurde der Stadtverwaltung mit der Bitte um eine Baugenehmigung eingereicht. Diese wurde abgelehnt.*

**Apparate (mit Draht) überstrickt**



zur Bereitung von Selters- und Sodawasser, Limonaden, moussirenden Weinen und kohlensäurehaltigen Getränken jeder Art, nebst den dazu nöthigen Füllpulvern, worüber ein besonderer Preiscurant nebst Gebrauchsanweisung unentgeltlich ausgegeben wird.

**Leipzig, 1869.**

Hofapotheke zum weißen Adler (Hainstraße).

**L. A. Neubert.** 8510



*Die Hofapotheke zum weißen Adler warb für das hier vertriebene Mineralwasser in Siphons per Annonce in den Leipziger Zeitungen.*

*In Felsches Trinkhalle erhielten die Kunden Mineralwasser gegen die Abgabe von Jetons, die zuvor im Café français gekauft werden konnten. Originalmaß: 2,2 x 1,8 cm.*

Trinkhallen – sogar unter diesem deutschen Namen – in Betrieb. Thorschmidts Antrag wurde »abfällig beschieden«. Ob ihm der Hinweis auf das Berliner Vorbild zum Verhängnis geworden ist oder ein Missverständnis, kann heute nicht mehr aufgeklärt werden. Um Revision der Entscheidung zu erreichen, übergab er der Stadt ein sechsseitiges Schreiben, in dem er aufzuklären suchte, dass seine Trinkhallen nicht *in* der Promenade, sondern dort *an* den »lebhaftesten Verkehrsstellen« stehen sollten. Es hat ihm nichts genützt. Dabei hatte er dem Antrag den vorzüglich gestalteten Entwurf einer Trinkhalle von Zimmermeister Carl Gustav Perlitz beigefügt, quasi das Urbild der Leipziger Trinkhallen, die jedoch nur Bild blieb. Die schon bald in Leipzig errichteten sahen dann aber ganz anders, sehr individuell gestaltet aus. Thorschmidt hatte sich nicht entmutigen lassen, ein paar Jahre später verzeichnet die Liste von Zulassungen drei seiner Trinkhallen.

Nicht minder frühzeitig stellte sich der in vielerlei Unternehmungen aktive Apotheker Ludwig August Neubert aus der Hofapotheke zum Weißen Adler auf das Trinkhallengeschäft ein. Als er im Juli 1861 bei der Stadt beantragte, drei »Buden« errichten zu dürfen, wies er darauf hin, sein »im Jahre 1855 begonnener Versuch«, in seiner Apotheke kohlen-saures Wasser auszuschenken, sei »bekanntlich dermaßen gelungen«, dass er sich berechtigt fühlte, gewissermaßen zu fordern, auch an »mehreren anderen Stellen der Stadt die Errichtung von Trinkbuden oder Trinkhallen möglich zu machen«. Seinen Erfolg darstellend, teilte er dezidiert mit, er habe »eigentlich die ganze Stadt mit kohlen-saurem Wasser zu versorgen projektirt«.

Neuberts Trinkhallen, »ungefähr 8 Ellen im Quadrat«, sollten »an dem Theater, in der Nähe der Peterskirche und in der Nähe des Rosenthalthores« errichtet werden. Ratsgärtner Otto Wittenberg

stand dem Ansinnen durchaus aufgeschlossen gegenüber. Er sah sogar »einen geeigneten Platz in der Rundung, dem Bach-Denkmal gegenüber. [...] Auch würde eine architektonisch schöne Trinkhalle gerade diesem Denkmal gegenüber, wesentlich zur Zierde der Anlagen beitragen«. Gemeint war das alte Bachdenkmal. Als der Rat Neubert das Aufstellen einer Bude am Naschmarkt mit dem Hinweis auf das Vorhandensein des dortigen Brunnens ablehnte, argumentierte der Apotheker geschickt mit dem Hinweis auf die Volksgesundheit. Nach dem künstlichen Wasser bestünde stärkere Nachfrage als nach Brunnenwasser, weil es, »dem übermäßigen Verkauf von Bier und besonders von Brandtwein wirksam entgegentritt, insofern, meine ich, ist der Genuß von kohlen saurem Wasser in der That als ein Bedürfniß anzusehen«. Sein Einspruch hatte Erfolg, im April 1862 bedankte er sich für die Erlaubnis zum Aufstellen dieser Bude am Naschmarkt. Die dem Wasserausschank verpflichteten Trinkhallen verstanden sich als Gegenpol zu den zahlreichen Eck-Kneipen und Biergärten, die als Orte der Verführung zum Alkoholismus galten.

Damals, im neunzehnten Jahrhundert, erfuhr unter den Fittichen der Lokalgöttin Lipsia und im Dunstkreis der Universitas Litterarum Lipsiensis das altbewährte Latein noch hohe Wertschätzung. So sah und hörte manch einer im Wasserglase noch immer das kohlen saure Wasser tanzen, das *aqua saltare*, wie schon die Römer sagten, einge-deutscht zu Selters-Wasser. Sein Reiz ging nicht nur vom prickelnden Geräusch und Geschmack aus, die Art der Darreichung entbehrte ebenfalls nicht des Reizes. Dass hierbei alles »gesittet« zuzinge, bestimmte das »Regulativ für Gast- und Schänkwirte« vom Januar 1875, das die Trinkhallen zwar noch nicht ausdrücklich mitnannte, aber auch auf diese Anwendung fand. Die »Concession« für den



*Die in den 1860er Jahren vom Apotheker Neubert errichtete Trinkhalle im Rosental wurde auf einer Ansichtskarte bekanntgemacht, die folgenden Spruch enthielt:*

*Die Bude spendet kühlen Trunk  
Bei grosser Hitz' für alt und jung  
Den Durst löscht Gose und auch Bier  
Doch Selterswasser trinkt man hier.*

Hallenwirt konnte versagt werden, »wenn gegen den Nachsuchenden Thatsachen vorliegen, daß er das Gewerbe zur Förderung der Völlerei, des verbotenen Spiels, der Hehlerei oder der Unsittlichkeit mißbrauchen werde«. Christian Manegold, der zu seiner besten Zeit sechzehn Trinkhallen in Leipzig betrieb, hatte 1878 »mit jugendlichen Kräften« begonnen. So warteten die Trinkhallen vorzugsweise mit »Damenbedienung« auf. In jenem Jahrhundert galt die Arbeit von Frauen in einem solchen Gewerbe, vergleichbar dem der Kellnerinnen, als »moralisch bedenklich«. Da die Trinkhallen auch Sodawasser verkauften, war für die weiblichen Verkaufskräfte ein aus der Kulturgeschichte hergeleiteter Name im Schwange. Ein bevorzugtes Sujet in der Malerei jener Zeit war die Odaliske, eine Europäerin, als weiße Sklavin an einen orientalischen Hof verschleppt. Im Gegensatz zu ihrem realen Schicksal zeigten Maler sie in verführerisch erotischen Posen, nackt, angetan mit Schleiern in kitschig schwülen Palästen. Von derlei optischen Signalen inspiriert, fanden die meist männlichen Kunden für die meist jungen Damen an den Trinkhallen den pikanten Namen »Sodaliska«. Der Japaner Mori Rintaro, später als Dichter Mori Ōgai bekannt, der wohl im Frühling 1885 mit ihnen im Rosental die erste Begegnung hatte, widmete den Damen, als er sie auch in Berlin an Trinkhallen wiedertraf, sogar ein Gedicht:

*Sodaliska*

Lächelnd stillt sie  
den stärksten Durst  
Zum einfachen Kleid  
leicht geschminkt  
kühl und dennoch  
mit feinem Charme  
jene Sodaliska  
der Hauptstadt

Das Rosental galt als der beliebteste Ausflugsort der Leipziger, selbst zu Zeiten, in denen dort die Mücken tanzten. Apotheker Neubert dürfte der erste gewesen sein, der in diesem Gebiet zum Zuge kam. Am 8. August 1861 bedankte er sich beim Stadtrat dafür, dass der ihm gestattet hatte, am Peterstor, beim Theater und vor allem am Rosentaltor »drei Buden« zu errichten und zu betreiben. Dieser Ort war deswegen besonders interessant, weil er bereits mit anderen Verlockungen aufwartete. Die beiden Cafés Schweizerhäuschen und Bonorand lockten bereits Gäste aus der Stadt an. Nahe bei letzterem sollte sich auch bald eine »Mineralbrunnen-Cur-Trink-Anstalt« etablieren und am Ausgang des Rosentals, beim Waldschlößchen in Gohlis, ließen Schuhmachermeister Brauer und Glasermeister Schulze, etwas branchenfremd, das köstliche künstliche Wasser ausschenken. Sie werden zwar im Leipziger Register aufgeführt, obwohl ihnen die Genehmigung wohl durch die damals noch selbständige Gemeinde Gohlis erteilt worden war. Das Verfahren scheint üblich gewesen zu sein, denn noch 1892 brachte »Rathswachmeister« Wilhelm Steinhausen in einem »Verzeichniß der Standinhaber im hiesigen Stadtgebiet mit Wasser-Ambulancen« den Vermerk an, dass »Frau Johann verehlt. Zeuner« zum Betrieb ihres Wasserwagens in Sellerhausen »vor ca. 10 Jahren mündlich Erlaubniß vom Gemeindevorstand Herrn Thiele erhalten haben will«.

In den 1860er Jahren waren lediglich neun Hallen aufgelistet, davon vier auf dem die Stadt umspannenden Promenadenring: wo ehemals das Peterstor stand, nahe beim Hahnemann-Denkmal, gegenüber vom Dresdener Bahnhof und am Thomaspförtchen auf dem von Ratsgärtner Wittenberg empfohlenen Platze. Die Promenade mit den angrenzenden Arealen hatte sich, weil hier zu jeder Jahreszeit Fußgänger unterwegs waren, als bevorzugter Standort



*Die Trinkhalle von Wilhelmine Gaudeck am Parkweg nahe der Rennbahn im Scheibholz wurde um 1900 von der nicht mehr so ganz jungen Dame bewirtschaftet. In der Bude sind die Gerätschaften zu erkennen, die zum Ausschank und zum Spülen der Trinkgläser benötigt wurden.*

erwiesen. Als sich weitere Interessenten hier ansiedeln wollten, sah sich der für das gepflegte Aussehen dieser großen Gartenanlage zuständige Ratsgärtner veranlasst, anzumerken: »Die Promenade um die innere Stadt noch mehr mit Trinkhallen zu besetzen, könnte wohl nur in dringender Veranlassung und bei nachgewiesenem Bedürfnis zu empfehlen sein. Beides möchte im vorliegenden Falle nicht zutreffen. Außerdem ist hervorzuheben, daß in der Umgebung jeder Halle unziemliche Winkel entstehen, die abzustellen sind, im vorliegenden Falle aber, wo ein größerer männlicher Verkehr stattfindet, sich als Uebelstand herausstellen werde.« Man muss nicht lange über den Sinn dieser Bemerkung spekulieren.

Trotz dieses und jenes Einspruchs gegen die Neuerrichtung von Trinkhallen wuchs ihre Anzahl. Für das Jahr 1886 sind einundzwanzig und für 1902 sogar fünfundzwanzig Trinkhallen und dreiundzwanzig »Ambulancen« ausgewiesen. Eine Genehmigung »zu Errichtung einer fahrbaren Trinkhalle« wurde unter »Ausschluß der inneren Stadt« erteilt. Sie standen vorgeblich nur in den Vorstädten. Plätze, auf denen die mobilen Wagen mit frischem Wasser in tönernen Lasen und gläsernen Siphons auf Kunden warteten, fanden sich am Südfriedhof, im Scheibenholz, am Schleußiger Weg, dem Floß- und dem Marienplatz und im Stünzer Park. Genehmigt waren aber auch Plätze für ambulante Händler nur wenige Schritte von der Innenstadt entfernt: am Thaerdenkmal vor der Moritzbastei, auf der Promenade gegenüber vom Königsplatz, am Neuen Rathaus und auf dem Fleischerplatz an der Lessingstraße. Wie diese Plätze genehmigt worden sind, die selbst in den 1880er Jahren getrost zur Innenstadt gezählt werden durften, kann heute niemand mehr prüfen.

Derlei Unordnung in Bezug auf die Genehmigung des Wasserausschanks konnte von Staats wegen nicht länger geduldet werden.